

# Der Wert Europas in einer bedeutsameren Weltgeschichte

Herausgegeben von  
Corinne Michaela Flick

WALLSTEIN

CONVOCO! EDITION

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2020  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)  
Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond  
Umschlaggestaltung: Celine Singh  
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-8353-3661-2

*Es ist des Patrioten Pflicht, den ausschließlichen Vorteil und den Ruhm seines Vaterlandes zu beachten und zu fördern, einem Philosophen aber mag es erlaubt sein, seinen Horizont zu erweitern und Europa als ein großes Gemeinwesen zu betrachten, dessen unterschiedliche Bewohner die fast gleiche Höhe der Gesittung und der Kultur erreicht haben. Die Balance der Macht wird weiterhin schwanken, und der Wohlstand unseres eigenen wie der benachbarten Königreiche mag mal steigen, mal sinken, diese begrenzten Ereignisse können aber dem allgemeinen Zustand unseres Glücks nicht wirklich schaden, diesem System der Künste, Gesetze und Gewohnheiten, das die Europäer vom Rest der Menschheit so vorteilhaft unterscheidet.*

Edward Gibbon (1737-1794)

## Inhalt

Einführung . . . . .	11
Thesen . . . . .	25
Jörn Leonhard Europa: Einheitsvorstellungen und Krisenbewusstsein . . . . .	31
Birke Häcker Europäische Rechtsidentität(en) . . . . .	45
Stefan Koriath Wohin treibt Europa? Ein Plädoyer für mehr Vielfalt in der Europäischen Union . . . . .	61
Yael Tamir Warum Nationalismus – Gedanken zu einer europäischen Identität . . . . .	73
Timo Meynhardt Europäische Werte und gute Führung: Rollendistanz wagen . . . . .	93

Stefan Oschmann	
Europas großes Potenzial besser nutzen . . . .	111
Roberto Viola	
Europas strategische Autonomie	
in digitalen Technologien:	
Wunschtraum oder realistische Vision? . . . .	125
Sven Simon	
Was tun, Europa?	
Die EU zwischen alten Mythen	
und neuen Herausforderungen . . . . .	137
Kai A. Konrad	
Die NATO und die strategische	
Autonomie Europas . . . . .	155
Claudia Wiesner	
Europäische Identität in fordernden Zeiten:	
das Erfolgsmodell Europa selbstbewusst	
vertreten . . . . .	165
Hans Ulrich Obrist mit Edi Rama im Gespräch	
Neue Betrachtungen eines	
vertrauten Terrains . . . . .	183
Matthias Karl	
Rethink Markets:	
Kriterien einer agilen Wettbewerbspolitik . . . .	209
Rupprecht Podszun mit Convoco im Gespräch	
Freiheit ist nicht das Fehlen von Regeln . . . .	227

Jörg Rocholl	
Wie sollten Deutschland und Europa mit der	
wachsenden Bedeutung Chinas umgehen? . . . .	235
Parag Khanna mit Convoco im Gespräch	
Das asiatische Jahrhundert . . . . .	247
Gabriel Felbermayr	
Europa und die globale Wirtschaftsordnung . . .	253
Fredrik Erixon	
Das Ende einer Ära und der Beginn	
eines neuen Zeitalters: Strukturwandel	
in der europäischen Wirtschaft . . . . .	277
Christoph G. Paulus	
Über den Wert der Vielgestaltigkeit Europas . . .	291
Die Autoren . . . . .	305

Jörn Leonhard

## Europa: Einheitsvorstellungen und Krisenbewusstsein

Was ist Europa? Vor welchen Herausforderungen steht es? Und wie kann es in einer Welt bestehen, die von neuen Konkurrenzen und dem Verlust vieler überkommener Sicherheiten geprägt ist? Historisch gesehen war dieses Europa zunächst ein Mythos, bevor es zu einem eher unscharfen geografischen Begriff und schließlich zu einem konkreten Erfahrungsraum wurde. Es entstand zunächst narrativ aus einem Mythos, der die berühmte Geschichte erzählt, wie sich Zeus/Jupiter in einen Stier verwandelt und Europa entführt. Danach begannen die vielen großen Umdeutungen, die immer mit der Frage verknüpft waren, was Europa ist und sein kann. Bis in die Gegenwart haben diese Fragen nichts von ihrer Sprengkraft verloren.

Am Ende eines krisenhaften 16. Jahrhunderts, dem Jahrhundert der Reformation und der Glaubenskämpfe, stellten sich die Herrscher der Habsburger-Dynastie jenes Europa als eine Reichskönigin vor, als eine Jungfrau, deren Herz in den habsburgischen Stammlanden schlug, deren Kopf in Spanien lag und die Europa bis nach Sizilien zusammenhalten sollte. Das Leitmotiv dieser Vorstellung war eine katholische Universalmonarchie, verknüpft mit der großen Hoffnung, die Einheit des Christentums als Einheit des Abendlandes zu si-

chern oder wiederherzustellen. Doch die Reformation, die Glaubenskämpfe und anschließenden konfessionellen Bürgerkriege überholten diese Vorstellungen, und gerade diese Gewalterfahrungen, etwa im Dreißigjährigen Krieg, markierten eine Krise mit weitreichenden Folgen.

Seit dem 18. Jahrhundert begann man, sich Europa als eine Sprachenkarte zu vergegenwärtigen. Die Philosophie der Aufklärung, die kulturelle Selbstvergewisserung durch Literatur, das Nebeneinander je eigener Nationalkulturen schienen sich zur Basis einer europäischen Vergesellschaftung zu entwickeln. Doch die Erfahrungen der Französischen Revolution und der napoleonischen Herrschaft ließen ganz andere Vorstellungen entstehen: Auf dem Höhepunkt der napoleonischen Festlandsherrschaft und der Gründung des Rheinbundes ging es um ein von Frankreich aus hegemonial dominiertes Europa. Dem entsprach die Selbststilisierung Napoleons als Nachfolger Karls des Großen. Zugleich provozierte dies nationale Widerstandsbewegungen, die vielerorts zu Ursprüngen der späteren Nationalbewegungen wurden. Auch in der Auseinandersetzung mit diesen Ansprüchen entwickelte sich das 19. Jahrhundert zu der Phase nationaler Kriege, etwa im italienischen Risorgimento bis 1859/1861 oder in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 zur Schaffung eines kleindeutschen Nationalstaats unter preußischer Regie. Für Zeitgenossen der 1860er Jahre schien Europa zeitweise zum Spielball zwischen Krieg und Frieden geworden.

Europa vor 1914 war aber sehr viel mehr als eine bloße Addition von Nationalstaaten und kontinentaleuropä-

ischen Imperien, also des russischen Zarenreichs, der Habsburgermonarchie und des Osmanischen Reichs. Es symbolisierte vor 1914 eine Globalisierung vor der Globalisierung, die weit über die territorialen Grenzen europäischer Staaten und Reiche hinauswies. Das Weltkabelnetz vor 1914 mit seinen charakteristischen *highways of empire* spiegelte die Routen der modernen Kommunikations- und Mediengesellschaft wider. Darin spielte Europa durchaus noch eine Rolle als einer der Mittelpunkte der Welt neben den Americas oder Asien. Gleichzeitig blieb angesichts der monarchischen Verfassung der meisten europäischen Staaten die Hoffnung bestehen, dass es europäischen Dynasten und Monarchen am Ende gelingen werde, den Ausbruch eines großen Krieges zu verhindern. Dieses Europa der Dynasten, der jahrhundertealten europäischen Fürstenfamilien mit ihren personalen Verbindungen, sollte während und nach dem Ersten Weltkrieg einen tiefgreifenden Umbruch erleben. Aus diesen Erfahrungen entstanden im Zeitalter der ideologischen Extreme ganz andere Europa-Vorstellungen, etwa im Nationalsozialismus, dessen Propagandisten Europas historische Sendung im radikalen Vernichtungskrieg gegen Bolschewismus und Juden und auf der Grundlage einer kontinentaleuropäischen Hegemonie Deutschlands erkannten.

Den Höhepunkt dieser Phase und den Umschlag in ganz andere Modelle europäischer Vergesellschaftung nach 1945 markierte der Scheitelpunkt des Zweiten Weltkrieges. Im September 1942 erreichten die nationalsozialistische Herrschaft Deutschlands und die Expansion Japans in Asien und im Pazifik ihre maximale territoriale Ausdehnung. Seit diesem Zeitpunkt begann

eine allmähliche Erosion, die nach der doppelten Niederlage Deutschlands und Japans 1945 eine langfristig ganz andere Rolle Europas möglich machte. Aus dem Ende des Zweiten Weltkrieges entstand eine bipolare Struktur im Zeichen des Kalten Krieges. Im westlichen Teil Europas, der nicht Teil des von der Sowjetunion beherrschten Blocks war, zeichnete sich ein mühsamer Weg zu ersten Integrationsinitiativen ab. Sie konzentrierten sich nicht zufällig nach ersten tastenden Versuchen in der Folge der Friedensverträge von 1919 auf die Vergemeinschaftung und Internationalisierung von Schlüsselindustrien. Robert Schuman und Jean Monnet hatten als junge Männer bereits aufmerksam die auf der Pariser Friedenskonferenz von 1919 geschaffene Neuordnung beobachtet. Nach 1945 ging es umso mehr darum, wie man aus der hoch emotionalisierten Negativspirale, aus dem permanenten Misstrauen insbesondere zwischen Deutschland und Frankreich, herausfinden könne. Obwohl erste Ideen etwa zu deutsch-französischen Aufsichtsräten großer Unternehmen bereits nach 1918 entwickelt worden waren, konnten solche Konzepte erst nach dem Zweiten Weltkrieg im Rahmen der Europäischen Montanunion realisiert werden. Diese wirtschaftspolitische Integration bildete die Basis für die sukzessive politische Vergemeinschaftung. 1973 und nach der Vollendung des Gemeinsamen Marktes fragten sich Zeitgenossen dann, welches Ziel die weitere europäische Integration jenseits wirtschaftlicher Logik haben konnte. Eine emotionale, affektive Leerstelle zeichnete sich seither ab – die Frage nämlich, welche Werte Europa jenseits der ökonomischen Marktrationalität verkörpern sollte.

Betrachtet man das Europa der neuzeitlichen Geschichte historisch, dann gehören Einheitsvorstellungen und Krisenbewusstsein immer zusammen. Vor diesem Hintergrund muss man Europa »achsenzeitlich« denken. Der deutsche Philosoph Karl Jaspers argumentierte 1949, dass es eine weltumfassende kulturelle Achsenzeit zwischen 800 und 200 v. Chr. gegeben habe, in der die jüdisch-christliche Tradition, der Buddhismus, aber auch der Islam entstanden seien, aber letztlich auch alle wichtigen Vorstellungen und Strömungen der griechischen Philosophie. In dieser Achsenzeit seien das Weltliche und das Göttliche auseinandergetreten, so dass die Gottkönige und Götter, die in der Vorstellung der Menschen bislang in der Welt gewohnt hatten, nicht mehr denkbar waren. Damit setzte eine für Europa fundamentale Entwicklung ein, indem politische Herrschaft zum Objekt der Kritik werden und mit übergeordneten Normen verglichen werden konnte.

Als Europa im Übergang von der Antike zum Mittelalter zum ersten Mal stärker territorial imaginiert wurde, als das Römische Reich geteilt wurde, da entstand aus dieser Teilung eine doppelte Spannung zwischen west- und oströmischem Christentum und Kirchenstruktur, sowie zwischen Christentum und Islam, die bis in die Gegenwart reicht. Beide Spannungselemente sind für die Geschichte Russlands und des Osmanischen Reichs bzw. der modernen Türkei elementar.

Im Mittelalter entstand, wie oben angedeutet, eine neuartige Einheitsvorstellung von Europa, die auf der Idee eines christlichen Abendlandes und einer Universalmonarchie gründete. Aus diesen Zusammenhängen erwachsen nicht zuletzt die Stilisierung Karls des

Großen, aber auch die Selbstbilder im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, dessen Repräsentanten sich auf diese Tradition und die Kontinuität der Imperien beriefen. Erst in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts schälte sich zum ersten Mal ein vertieftes Bewusstsein für einen europäischen Sonderweg in der Geschichte heraus. Europa erschien als Ausdruck der historischen Entwicklungspotenziale, des Fortschritts der Geschichte und einer besonderen Modernität, von der die Zivilisierung der ganzen Welt ausgehen müsse. Zu Jaspers' »Achsenzeit« gehört in dieser Perspektive die »Sattelzeit« von Reinhart Koselleck, in der sich zwischen 1770 und 1830 das moderne Vokabular von Politik und Gesellschaft entwickelte, die modernen Ismen im Liberalismus, Sozialismus, Kommunismus, im modernen Konservatismus wie auch in den Begriffen Nation und Nationalismus. Gleichzeitig setzte spätestens seit den 1860er Jahren ein besonderes Krisenbewusstsein ein, für das die Kulturkritik bei Friedrich Nietzsche oder die soziologische Erschließung seiner Gegenwart bei Max Weber standen. Beide akzentuierten aus ihrer eigenen Zeiterfahrung eine Krise des europäischen Sonderweges, etwa in der Frage Max Webers, was den Orient und den Okzident auszeichne. Diese latente Krise wurde durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, die Revolutionen und Gegenrevolutionen zwischen 1917 und 1923 und die Belastungen der Nachkriegsgesellschaften zugespitzt.

Mit dem Umbruch der beiden Weltkriege begann eine intensiviertere Auseinandersetzung mit dem dichotomischen Modell von Zentrum und Peripherie, von Europa und Außereuropa. Schon der französische His-

toriker und Schriftsteller Alexis de Tocqueville hatte seit den 1840er Jahren die Frage gestellt, ob sich die moderne Demokratie nicht mehr in Europa fortentwickle, sondern vielmehr in den Vereinigten Staaten. Die Multiplizierung der Weltzentren und der mit ihnen verknüpften *multiple modernities* war auch eine Erbschaft des 19. Jahrhunderts. Sie gehört zur Vorgeschichte jener Bipolarität, wie sich Europa gegenüber den Vereinigten Staaten einerseits und China andererseits stellt, die uns in der Gegenwart umtreibt.

Was also ließe sich als das Spezifische von Europa definieren? Es sind vor allem sechs besondere historische Krisenerfahrungen, welche die europäische Geschichte seit der Frühen Neuzeit geprägt haben. An diesen Krisenerfahrungen lässt sich zugleich erkennen, welche Innovationsimpulse Europa immer wieder ausgezeichnet haben.

*Erstens* zerbrach im Trauma der konfessionellen Bürgerkriege des 16. und 17. Jahrhunderts mit der Glaubenseinheit auch die Idee eines unifizierenden, homogenen Abendlandes. Doch gleichzeitig bildeten diese Bürgerkriege den Ansatzpunkt für einen neuartigen Umgang mit religiöser Vielfalt. Die Geschichte der modernen Toleranz, des modernen Souveränitätsbegriffs und des Völkerrechts, des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche ist nicht erst seit der Aufklärung undenkbar ohne diese Erfahrungen.

*Zweitens* begann im frühen 18. Jahrhundert eine neuartige Differenzierung von Öffentlichkeit und Privatheit, was die Vorstellung individueller Autonomie genauso maßgeblich prägen sollte wie die Kultur des Rechts als regulative Idee.



Am Ende des 18. Jahrhunderts setzte in den amerikanischen Kolonien wie in Frankreich, *drittens*, eine Doppelrevolution ein. Sie war nicht allein von der politisch-konstitutionellen Sphäre geprägt, mit Verfassungen, Rechtsstaatlichkeit und Parlamenten verbunden, sondern auch mit einer sozialen und wirtschaftlichen Dynamik, die man in Großbritannien als frühe Industrialisierung erkennen konnte. Geschichte schien gestaltbar zu werden, sie war kein unabänderliches Schicksal mehr und bedingte eine offene Zukunft. Reinhart Koselleck hat das mit dem Begriff des Erwartungsüberschusses charakterisiert und ausgeführt, wie die modernen Ismen aus solchen Erfahrungsüberschüssen, aus antizipierter und antizipierbarer Zukunft entstanden. Aus diesem Kontext gingen neue Antworten auf die in den Revolutionen seit 1776 und 1789 erfahrbare Polarisierung zwischen Staat und Gesellschaft hervor – nicht allein die gewaltsame Revolution, sondern auch die Reform, die Möglichkeit des institutionalisierten Kompromisses. All das gehört zur Wirkungsgeschichte dieser Revolutionen. Zugleich entstand, Ausdruck der so charakteristischen Ambivalenz, das Problem der Demokratisierung als doppelte Spannung zwischen Freiheit und Gleichheit und zwischen Freiheit und Sicherheit. Viele der heutigen Debatten über das Verhältnis von sozialer Ungleichheit und politischer Freiheit oder zwischen persönlicher Freiheit und Vigilanz im Zeitalter der Digitalisierung sind im Prinzip in diesen Entwicklungen angelegt.

Als Folge der Industrialisierung und der demografischen Dynamik entwickelten sich, *viertens*, spezifische soziale und politische Integrationskonflikte. Die inner-

halb Europas variantenreiche Klassenbildung erzwang neue Antworten auf das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit, etwa in den Gewerkschaften, dem Genossenschaftsgedanken, dem Konzept des Wohlfahrtsstaates, in der Diskussion um die Grenzen des Marktes – ein bis in die Gegenwart nicht abgeschlossener Prozess, der wesentlich aus den europäischen Erfahrungen des 19. Jahrhunderts gespeist wurde.

Aus den Revolutionen entstanden, *fünftens*, im Blick auf das neue Konzept der Volkssouveränität Nationen und Nationalstaaten, während alte Reiche, die Habsburger Monarchie, das russische Zarenreich, das Osmanische Reich von diesen neuen Nationalstaaten infrage gestellt wurden. Diese Entwicklung war mit dem Ideal einer Homogenisierung von Staaten und Gesellschaften nach innen verknüpft, dem Vordringen des Staates im Zeitalter der Schul-, Steuer- und Wehrpflicht und des Wahlrechts, und sie basierte immer wieder auf Kriegserfahrungen. Doch aus dieser Erfahrung von Krieg und Gewalt resultierten seit dem späten 19. und dem frühen 20. Jahrhundert wichtige Ansätze, etwa die Idee eines variablen und flexiblen Gleichgewichts der Kräfte, um Hegemonialbestrebungen zu verhindern, das Konzept des modernen Völkerrechts, und schließlich nach 1918 die Vorstellung kollektiver Sicherheit, etwa im Völkerbund und langfristig in den Vereinten Nationen. Schließlich wirkte der europäische Nationalstaat des 19. Jahrhunderts auch als Gehäuse für Demokratie und mögliche soziale Mobilität, für Wahlrecht und Schulpflicht, aber auch für die Wehrpflicht – auch hier ist die Ambivalenz Europas, das Nebeneinander von Teilhaberheißung und Gewalt, nicht zu übersehen.

Zu Europa gehört, *sechstens*, dass und wie Europa über sich hinauswuchs, expandierte und schließlich im Rahmen der Dekolonisierung schrumpfte. Alle Nationalstaaten in Europa wurden im Lauf des 19. Jahrhunderts zu imperialisierenden Nationalstaaten. Belgien besaß 1914 ein Kolonialreich, das über 20-mal größer war als Belgien selbst. Auch aus dieser imperialen Expansion bei gleichzeitig zunehmender internationaler Konkurrenz resultierten die Zerfallskriege des frühen 20. Jahrhunderts, und aus diesen Erfahrungen speisten sich Ansätze für die wirtschaftliche und später die politische Integration nach 1945. So konnte sich nach 1945 und angesichts des Endes der europäischen Kolonialregime in Asien und Afrika die europäische Integration dynamisieren – mit dem immer wieder betonten Kern der deutsch-französischen Aussöhnung seit dem Beginn der 1960er Jahre. Dass nur ein Jahr nach den Évian-Verträgen, mit denen Frankreich Algerien 1962 in die Unabhängigkeit entließ, der deutsch-französische Élysée-Vertrag abgeschlossen wurde, dokumentiert diesen Zusammenhang.

Doch der nähere Blick erweist auch, wie schwierig es ist, aus solchen Bezugspunkten ein konzises Selbstbild für die Gegenwart zu formulieren. Um das, was Europa am Ende ausmacht, und auf welcher Grundlage sich Europa künftig behaupten soll, wird gestritten. Und vielleicht liegt in dieser Auseinandersetzung etwas Produktives, weil so die Leistungen und Gefährdungen erst begreifbar werden.

Aus der Erfolgsgeschichte einer nunmehr 70 Jahre dauernden Friedenswahrung durch die europäische In-

tegration entstand ein wirkmächtiges Pazifizierungsnarrativ. Europa wurde nach den Weltkriegen zu einem Friedensraum, wie es keinen anderen in der neuzeitlichen Geschichte gibt. Diese Pazifizierung war drei Mal sehr erfolgreich: um Westdeutschland nach 1945 politisch, wirtschaftlich und auch mental aus der Katastrophe des Nationalsozialismus und der Isolation des Nachkriegs zu führen, in der Reintegration autoritär geführter Staaten und Gesellschaften wie Griechenland, Spanien und Portugal seit den 1970er Jahren, und noch einmal nach dem Ende des Kalten Krieges 1989/90 durch die Osterweiterung der Europäischen Union. Das Konzept eines Europa als »benevolentes Imperium«, das nicht zum Offensivkrieg fähig ist und seine Ränder erfolgreich pazifiziert, kommt jedoch in der Gegenwart an seine Grenzen, egal ob in den 1990er Jahren im ehemaligen Jugoslawien und jetzt in der Ostukraine, im Nahen und Mittleren Osten oder in Nordafrika. So reich die hier skizzierte Geschichte auch sein mag, sie ist keine Garantie dafür, dass Europa sich permanent aus sich selbst erneuern kann.

Der Weg vom Europa um 1500, einem territorialen Flickenteppich mit über 400 Einheiten, über die lange Strecke bis zum Vertrag von Maastricht war gekennzeichnet von singulären Flurbereinigungen, die immer wieder mit Krieg und Gewalt einhergingen, sei es zwischen 1792 und 1815 oder nach 1918 und nach 1945. Aber zu dieser Geschichte gehören innovative Schübe und Lernprozesse genauso wie Ambivalenzen und schwierige Erbschaften. Europa ist durch seine Geschichte ein vieldeutiges Gebilde, nicht durch territoriale Einheit bestimmbar, sondern durch Konflikt-

erfahrungen und die permanente Auseinandersetzung mit politischen, sozialen, wirtschaftlichen Modellen und kulturellen Deutungen.

Deshalb ist es so fundamental wichtig, die historischen Unterschiede hinter der Integrationsrhetorik zu verstehen und sie nicht einzuebneten. So war Frankreich relativ früh ein Nationalstaat mit definierten Grenzen, während Polen seine Staatlichkeit am Ende des 18. Jahrhunderts verlor, sie erst nach 1918 zurückerhielt – und seine volle Souveränität im Kern erst nach dem Ende des Kalten Krieges 1989/91 wiedergewann. Das erklärt viele Vorbehalte gegen einen zu weit gehenden Transfer von Souveränitätsrechten im Rahmen der Europäischen Union. Auch auf anderen Ebenen zeigt sich das Erbe der Vielfalt, denn zu Europa gehören mit dem römischen und dem germanischen Recht sowie dem britischen Common Law mindestens drei Rechtstraditionen. Wie aber kann daraus eine gemeinsame europäische Rechtskultur entstehen? Man muss diese Unterschiede aushalten und darf sie nicht vorschnell nivellieren, wenn man dem Kern Europas näherkommen will.

Zwischen der Erfahrung von Krisen und der Diskussion um den Wert Europas existierte schon immer ein besonderer Zusammenhang. So intensivierte sich die Frage nach einer europäischen Identität nicht zufällig in den 1970er Jahren, als der ökonomische Boom verebbte und die Ölkrise die Verwundbarkeit der Wirtschaft offenbarte. Erleichterte die europäische Integration das friedliche Ende des Kalten Krieges 1989, so stellen die globalen Konflikte seitdem das historische Friedensprojekt Europas in Frage. Das zeigte sich nach dem Ausbruch der Finanzkrise 2008 und der Verdichtung

außenpolitischer Krisenmomente seit 2014 – von der russischen Annexion der Krim und dem »kalten Frieden« zwischen den USA und Russland über die Flüchtlingskrise und ihre innergesellschaftlichen Folgen bis zum Krisenjahr 2016 mit dem Referendum über den Brexit und der Wahl Donald Trumps, die das Ende der Epoche der USA als Schutzmacht Europas beschleunigte. Überwölbt wird diese Entwicklung vom Aufstieg Chinas zu einer globalen Wirtschaftsmacht. Dahinter steht die Frage, ob eine autoritäre Staatswirtschaft auf der Basis einer Einparteienherrschaft und weitgehender Kontrolle von Individualrechten dem freiheitlich-demokratischen Modell und einem sozial eingegegneten Kapitalismus am Ende überlegen ist.

Wird Europa aus der strategischen Defensive herausfinden, die derzeit unübersehbar ist? Bei aller Kritik bilden das Innovationspotenzial Europas auf der Basis einer freiheitlichen Ordnung, sein Gewicht als Wirtschaftsmarkt und sein Erfolg als erfolgreichstes Friedensprojekt der Neuzeit Ansätze für eine positive Erzählung, mit der sich Menschen identifizieren können. Es ist kein Zufall, dass so viele Menschen aus den globalen Krisenregionen noch immer ihr Leben riskieren, um dieses Europa zu erreichen.

## Literatur

- Lorraine Bluche, Veronika Lipphardt und Kiran Klaus Patel (Hg.), *Der Europäer – ein Konstrukt. Wissensbestände, Diskurse, Praktiken*, Göttingen 2009.
- Norman Davies, *Europe. A History*, Oxford 1996.
- Hans Joas und Klaus Wiegandt (Hg.), *Die kulturellen Werte Europas*, Frankfurt am Main 2005.